

Glauben entdecken und vertiefen Eigenem und Fremdem begegnen – miteinander geistlich wachsen

Claudia Währisch-Oblau

Entdecken

Es war in Kapernaum.

Der Ausländer, der fremde, der römische Besatzungshauptmann kommt auf Jesus zu und bittet um Heilung für seinen Diener. Ein kurzes Gespräch entspinnt sich. Und am Ende sagt Jesus: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“

Jesus ist ein Glaubenssucher und ein Glaubensentdecker. Er fordert den Glauben nicht, er sucht ihn. Und er findet ihn bei denen, die für gute Juden völlig unakzeptabel waren: Bei Ausländerinnen und Besatzungssoldaten, bei Frauen mit schlechtem Ruf und Männern, die allgemein verhasst waren.

Glauben können wir nicht machen.

Glauben ist ein Geschenk Gottes, gewirkt durch den Heiligen Geist. Meinen Glauben kann ich mir nicht selbst zuschreiben. Ich kann ihn weder selbst hervorbringen noch selbst stärken. Glauben ist keine Leistung, Glauben ist ein Geschenk.

Ich kann ihn nur entdecken – bei mir und bei anderen.

Glauben entdecken:

Das ist die vornehmste Aufgabe einer Kirche, die wachsen will. Nicht: andere zu dem Glauben führen, den wir schon haben. Als ob wir es schon ganz genau wüssten, und die anderen es erst noch lernen müssten.

Glauben entdecken:

Das heißt, gemeinsam auf die Suche zu gehen.

Auf die Suche nach den Spuren Gottes.

Gemeinsam zu entdecken, wo Gott in dieser Welt wirkt.

Wo Gott bei Menschen Glauben hervorruft.

Glauben entdecken heißt, mir die Augen von Gott öffnen zu lassen.

Gott nicht nur dort zu finden, wo ich ihn vermute.

Sondern auch da, wo er gar nicht hinzupassen scheint.

Zarte, kleine, kaum erkennbare Glaubenspflänzchen. So wie bei dem Studenten aus meiner Klettergruppe, der mir irgendwann mal erzählt, dass er öfter mal die Morgenandacht im Radio hört und sie immer so banal findet. Was oberflächlich wie Kirchenkritik klingt, ist in Wirklichkeit die Frage nach etwas, was sein Leben prägen könnte.

Oder kräftige, tief verwurzelte Glaubensbäume.

So wie bei der schwarzen Brasilianerin, die ich in Düsseldorf kennen gelernt habe. Eigentlich hat sie einen Laden für brasilianische Importprodukte. Aber dann entstand dort bei ihr eine Bibelgruppe brasilianischer Frauen, und daraus schließlich eine Gemeinde.

Nun ist sie Pastorin – ohne eine theologische Ausbildung, ohne irgendeine offizielle Anerkennung. Und nicht nur das: Sie erzählt mir von einer Vision, die Gott ihr ge-

schenkt habe. Gott habe sie zum Heilen berufen. Und dann berichtet sie mir stundenlang von Menschen, für die sie gebetet hat – und die alle geheilt wurden. Ihr Fazit: „Es ist alles ganz einfach! Du musst nur glauben und beten!“ Wenn ich das als sektenhaft abtue, verschließe ich mir den Blick für das, was Gott tut.

Begegnen

Es war in der Gegend von Tyrus und Sidon. Eine Kanaanäerin – keine Jüdin, eine Frau aus einer anderen Religion! – kommt auf Jesus zu und bittet um Heilung für ihre Tochter. Jesus weist sie ab. Sie gehört nicht zu Israel, nicht zu denen, für die er da ist. Doch die Frau lässt sich nicht abweisen: Sie mag nicht dazu gehören, aber ein paar Krümel dürften doch für sie abfallen. Und da lässt Jesus sich umstimmen: „Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst.“

Jesus lässt sich beeinflussen. Er reagiert auf die Menschen, denen er begegnet. Er lernt dazu. Jesus sagt uns zu, dass er dabei ist, wenn auch nur zwei oder drei sich in seinem Namen versammeln. Das verleitet leicht dazu, Jesus nur in unseren Kreisen zu vermuten.

Aber Jesus sagt auch, dass er uns unverhofft begegnet: Zum Beispiel in denen, die hier draußen in der Fußgängerzone betteln. Oder in den Knackis in Stammheim. Oder in den Asylbewerbern aus Afghanistan in den Wohncontainern vor der Stadt.

Das ist eine Perspektive, die mir nicht leicht fällt. Tendenziell mache ich es eher anders herum: Wenn ich Gottessehnsucht habe, wenn ich Jesus begegnen will, dann fahre ich in das Haus der Stille meiner Landeskirche. Ja, und da begegne ich Jesus!

Das ist nicht falsch. Aber wenn es dabei bleibt, dann wird mein Glaube zur Wellness-Religion. Und dann begegne ich vielleicht nicht mehr Jesus, sondern nur noch meinem Bild von ihm. Jesus begegnet mir nicht nur da, wo ich mich wohlfühle. Sondern vor allem da, wo es fremd und befremdlich wird.

„Heimat Kirche“ ist ein Schlagwort, das im Moment viel durch die kirchliche Diskussion geistert. Ein Zuhause soll die Kirche, die Gemeinde sein. Gastfreundlich. Offen. So, dass man kommen und sich wohlfühlen kann.

Ich halte dieses Bild für gefährlich. Denn es verführt dazu, dass wir definieren, was Heimat ist. „My home is my castle.“ Meine Heimat ist das, was ich gegen die Fremden verteidige. Es ist schön, wie es jetzt in der Gemeinde ist. Wenn Neue kommen, sollen sie sich gefälligst anpassen. Sonst stören sie nur.

Die Bibel kennt das Bild von der „Heimat Kirche“ nicht. Im Gegenteil, sie beschreibt die Christen als Fremde, Heimatlose, wanderndes Gottesvolk. *Ekklesia*, Kirche, ist die Gemeinschaft der Herausgerufenen. Derer, die gerade nicht mehr zuhause sind. *Paroikia*, Parochie, die Ortsgemeinde, ist das Viertel, in dem die Immigranten wohnen.

Sie kennen sicher die Erfahrung: Wer unterwegs ist, begegnet Menschen viel einfacher. Mit den Mitpassagieren in der Bahn entspinnt sich schnell ein Gespräch, wenn mal wieder eine Verspätung angesagt wird...

Eine Kirche, eine Gemeinde, die erkennt, dass sie unterwegs und gerade noch nicht zu Hause ist, begegnet anderen, die ebenfalls unterwegs sind. Vielleicht haben sie ein anderes Ziel. Aber vielleicht sind sie auch bereit, mit uns gemeinsam einen neuen Weg auszuprobieren. Einen Weg auf der Suche nach Gott, dem Vater Jesu Christi.

Geistlich wachsen

Es war in Joppe. Petrus hat eine Vision, die er nicht versteht. Er soll essen, was doch unrein ist. Kaum hat er ausgeträumt, wird er nach Cäsarea eingeladen, zu einem römischen Besatzungshauptmann. Petrus geht mit, aber er lässt keinen Zweifel daran, wie unangenehm ihm das ist. Seine Begrüßung ist mehr als unhöflich:

„Ihr wisst, wie unstatthaft es für einen Juden ist, mit einem Fremden aus einem anderen Volk zu verkehren oder gar in sein Haus zu gehen.“ Doch dann schaut er doch genau hin und hört genau zu. Und stellt schließlich fest (man hört das Widerstreben in seiner Stimme!): „Jetzt erkenne ich wirklich, dass bei Gott kein Ansehen der Person ist, sondern dass ihm aus jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und Gerechtigkeit übt.“

Eigentlich war es für Petrus klar, wer zu Gott kommen darf und wer nicht. Erst durch die Begegnung mit dem Fremden (und noch einiges an Überzeugungsarbeit vom Heiligen Geist!) lernt er, dass Gott ein weiteres Herz hat als er selbst. Petrus hat eine neue Perspektive bekommen. Sein Glaube hat sich vertieft. Er ist geistlich gewachsen.

Glauben ist nicht etwas, was wir haben. Kein statischer Zustand. Glauben ist ein Wachstumsprozess. Eine Bewegung auf Gott hin. Glauben bedeutet Wachsen. Der Begriff „wachsen“ macht klar: das können wir nicht allein. Wachsen ist etwas, was Gott schenkt. Wir können allenfalls düngen, gießen, Unkraut ausreißen. Wie können wir das tun?

Für mich ist völlig klar: Geistlich wachsen kann ich nur, in dem ich mich Neuem und Fremdem aussetze. Es ist doch kein Zufall, dass das große Glaubensvorbild Abraham ein Nomade war. Dass sein Glaube daraus bestand, seine Heimat zu verlassen und in der Fremde zu leben. Wenn Sie geistlich wachsen wollen, dann geht das nicht allein. Sondern nur gemeinsam mit anderen. Und zwar mit anderen, die nicht zu Ihnen passen.

Ich möchte Ihnen zum Schluss etwas von meinen Erfahrungen erzählen. Sie sind nur ein Beispiel, das Sie anregen soll. Ich kann für mich sagen: Mein Glauben ist gewachsen durch die Begegnung mit Christinnen und Christen aus anderen Kontinenten.

Der erste große Schritt war mein Auslandsstudium in Indien. Ich lebte in Madurai. Direkt neben dem Gelände des Seminars war ein großer Slum. Als die Monsunregen einsetzten, stand dort alles unter Wasser. Tausende von Menschen wurden obdachlos. Und ich, die aus einer behüteten deutschen Mittelklassefamilie kam, fragte mich: Was kann ich eigentlich angesichts solchen Elends predigen? Als Studentin in der Studentenmission war ich mit einem Button herumgelaufen (das war ganz üblich in den 70er Jahren...): „Lächeln! Gott liebt Sie!“ Plötzlich erkannte ich, wie oberflächlich das war. Ich kann Menschen nicht einfach erzählen, dass Gott sie liebt, und abends

gehe ich dann in mein schönes Haus zurück, während sie im Slum bleiben. Wenn ich Gottes Liebe ernst nehme, muss ich auch etwas für Gerechtigkeit tun.

Jahre später zog ich nach China und arbeitete dort für die evangelische Kirche. Ich kam viel im Land herum, vor allem in den ärmeren Regionen. Ich stieß auf Gemeinden, die so schnell wuchsen, dass es mir schier den Atem verschlug. Und ich begann Leute zu fragen, wie sie zum Glauben gekommen waren. Ihre Antworten waren sehr ähnlich: „Ich war krank. Dann hat mir jemand davon erzählt, dass es einen Jesus Christus gibt, der Kranke gesund macht. Das habe ich ausprobiert. Ich habe gebetet und bin tatsächlich gesund geworden. Darum möchte ich zu diesem Jesus Christus gehören.“

Die Menschen, die mir solche Geschichten erzählten, hatten oft keinen Zugang zu medizinischer Versorgung. Sie leben in Dörfern, wo die nächste Basis-Gesundheitsstation mit einem schlecht ausgebildeten Barfuß-Arzt mehrere Stunden Fußmarsch entfernt ist. Oder sie sind so arm, dass sie die Kosten für Krankenhaus, eine Operation, Medikamente nicht bezahlen können.

Es sind meist nicht die Pastoren in China, die zu solchen Menschen gehen und ihnen von dem Heiler Jesus Christus erzählen. Es sind ganz normale Gemeindemitglieder: Bauern, Arbeiter, alte Frauen, die nicht einmal lesen und schreiben können. Aber sie lesen in der Bibel, dass man Jesus um Heilung bitten darf, und machen die Erfahrung, dass sie erhört werden. „Ich weiß, dass die Bibel wahr ist.“ sagte mir so eine Frau. „Was da drin steht, passiert ja auch hier in meinem Dorf.“ In Indien hatte ich gelernt, dass ich mich für Gerechtigkeit einsetzen muss. In China lernte ich nun, darüber hinaus auf Wunder zu vertrauen.

Nach 12 Jahren in China kam ich nach Deutschland zurück und begann eine Arbeit mit Migrationskirchen. Mit Christinnen und Christen vor allem aus Afrika und Asien, die jetzt in Deutschland leben. Vor allem in afrikanischen Gemeinden habe ich gelernt, dass man ganz anders beten kann, als ich es gewöhnt war. Dort liegen die Menschen mit ihren Anliegen Gott buchstäblich in den Ohren – laut und wortgewaltig. Da ist ein Gebet keine kurze, nüchterne Bitte – so nach dem Motto: „Gott weiß schon, was ich brauche.“ Nein, dort wissen die Menschen, dass Gott sich umstimmen lässt, dass man Gott beeinflussen kann. Und so beten sie, stundenlang und ganze Nächte hindurch, und geben nicht auf. Auch dann nicht, wenn Gott nicht zu antworten scheint.

Gut – mir ist schon klar, dass Sie nicht alle mal eben für ein paar Jahre ins Ausland gehen können, um Ihren Glauben zu vertiefen und geistlich zu wachsen. Aber ich möchte Sie ermutigen, Fremde in Ihrer Nähe zu suchen. Menschen, die nicht zu Ihnen passen. Deren Glauben sie erst einmal befremdet. Zum Beispiel Christinnen und Christen in Migrationsgemeinden. Vielleicht aber auch ganz andere Menschen. Menschen, die ihren Glauben so leben, dass Sie es eigentlich nicht so ganz richtig finden. Deren Gebete Sie seltsam finden. Deren Gottesdienste Ihnen nicht so wirklich gefallen. Ich möchte Sie ermutigen, dort hinzugehen. Mit offenen Augen, auf der Suche danach, wo Gott wirkt, wo Gott handelt. Und immer unter der Gewissheit, dass Sie ihn dort finden werden.

Denn das werden Sie bestimmt.

Und Ihr Glaube wird daran wachsen.